



# Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

17. Jahrgang

Crailsheim, Pfingsten 1998

Nummer 32

## ILLA EGO GERMANIAE NON INCULTISSIMA TERRAE PORTIO!

– Ich (Siebenbürgen) bin nicht der deutschen Erde ungepflegtester Teil –

*(Johannes Honterus, Eintragung auf der Siebenbürger Karte von 1532)*

## – TARTLAU UM 1871 –



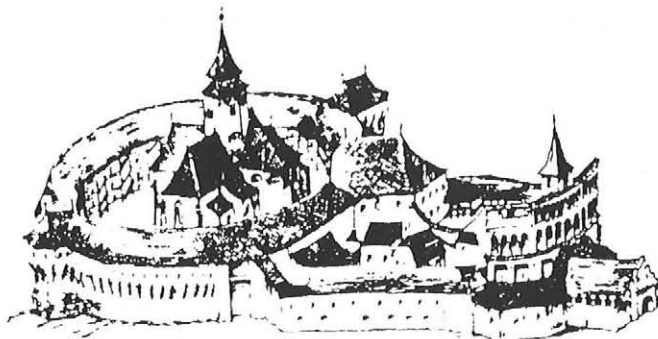
Prázsmár templomerődének délololdalról felvett látképe. (Rajz. Biesérdy Ján.)

Tartlauer Kirchenburg (Südseite) – gezeichnet von Biesérdy Ján.

## „Tuerteln meng, äm Burzelond“

„Es sei unmöglich, daß wir über eine geschichtliche Erscheinung im Ganzen und endgültig urteilen. Wir können nur unseren Sinn öffnen, um Anteil zu gewinnen am Geschichtlichen.“

(Philosoph Karl Jaspers, † 1969)



## Die Ortskartei von Tartlau

Ergebnisse der Kulturgut-Bestandsaufnahme (Schluß) / Von Adriana und Aurelian Stroe

Eingesandt von Emmi Plückhahn (Berlin)

Wie im sächsischen Ortsteil die evangelische Kirche den Mittelpunkt bildet im rumänischen Viertel die orthodoxe Kirche den Mittelpunkt. Sie wurde 1769 im Drei-Blattgrundriß, mit Turm über dem Vorräum gebaut und weist an den Innen- und Außenwänden Wandmalereien aus dem 18. Jahrhundert auf. In unmittelbarer Nähe entstand 1881 die konfessionelle Schule, die durch ihre Silhouette das rumänische Viertel beherrscht. Zusammen mit der Kirche ergänzen sie das geschichtlich gewachsene Ortsbild.

Der große Unterschied zwischen dem fast städtischen Aussehen der Ortsmitte – des Marktplatzes – und dem dörflichen Charakter der restlichen Gemeinde ist auf die vorwiegend landwirtschaftliche Beschäftigung ihrer Bewohner zurückzuführen, die auch die Einteilung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude prägt. Die einfachste in Tartlau vorgefundene Hausanlage ist jene mit erdobenem Keller und großer (7 x 5 m) Wohnstube darüber. Der Eingang dazu erfolgt entweder durch eine Laube, die an die zum Hof gekehrte Längsseite angebaut ist, oder aus dem erdgeschossigen Vorhaus vom Hofraum aus. Häuser mit solchem Grundriß (von denen die ältesten unter Hausnummer 50, 1003, 1291 auf dem Steinreg, in der Mühl- und Göllnergasse, Baujahr 1767 bzw. 1768, gefunden wurden) bilden den Kern vieler Gebäude in der Mühlgasse, auf dem Steinreg, in der Langgasse. Gegen Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts wird der Herdraum aufgestockt, um den Wohnraum zu vergrößern. Der Eingang erfolgt über einen Vorräum, oft einfach über eine schiefe Ebene. Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts wird eine neue Lösung zur Erweiterung des Wohnraums gefunden, indem an die zur Straße gekehrte Seite zwei aufgestockte Räume angebaut werden, was eine Änderung des Straßenbildes zur Folge hat. All diese Ergänzungsbauten haben nach außen schwankende Dachgrößen zur Folge und sind häufiger auf dem Steinreg, in der Mühl- und Langgasse sowie nach 1900 auch in der Neugasse anzutreffen.

Zum vielfältigen Aussehen der Häuser trägt auch die Laube bei. Festgestellt wurden verschiedene Formen: angefangen von einfachen Plattformen auf Holzpfosten und mit verlängertem Dach bis zu gemauerten Gewölben mit Speicherräumen sowie klar hervorstehendem Dach. Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts tritt eine neuere, größere Hausanlage – die der reichen Familien – auf, die nur auf dem Marktplatz, dem Steinreg und im mittleren Teil der Mühlgasse unter Nr. 60/61, 63, 502, 503, 983, 984 anzutreffen ist. Die Häuser wurden zweigeschossig und in L-Form, mit der Schmalseite zur Straße, drei- bis vierachsig gebaut. Im Erdgeschoß befanden sich Geschäftsräume, im oberen Geschoß und zur Hofseite lagen die Wohnungen und Wirtschaftsgebäude.

Als Beilage finden Sie in dieser Ausgabe zur Stellungnahme von Herrn Kurt Stephani zum Werk von Prof. Georg Weber, u.a. über die Deportation der Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945 eine Ergänzung, die von der Druckerei nicht beachtet wurde sowie eine kurze Replik auf Herrn Stephanis Stellungnahme von Prof. Dr.h.c. Georg und Renate Weber.

Mit diesen Beilagen beenden wir die Stellungnahmen der beteiligten Personen.

Die in Tartlau anzutreffenden Häuser armer Sachsen entstanden zwischen 1850-1880 (z.B. Hausnummer 462, 543). Es sind ebenerdige Ziegelbauten, mit der Schmalseite zur Straße, mit Krüppelwalmdach und zwei vom Hof zugänglichen Stuben.

Die Fassaden, meist zwei Achsen und Krüppelwalmdach, sind in wenigen Fällen in ihrer ursprünglichen Form erhalten geblieben. Veränderungen erfuhren die Fenster, die erweitert wurden, und der ursprünglich dreieckige Giebel. Der eingeritzte Putz mit pflanzlichen Giebelmotiven, die für das erste Drittel des 19. Jahrhunderts spezifisch sind (z.B. Haus Nr. 568 aus dem Jahr 1824), wird ab Mitte des 19. Jahrhunderts von flachen pflanzlichen Verzierungen vor allem über den Fenstern und am Giebel abgelöst, wonach Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts klassizistische Verzierungselemente üblich waren.

Doch unabhängig vom Ortsteil oder der sozialen Lage weist der Hof einen Rechteckgrundriß auf, mit dem Wohnhaus, der Sommerküche, dem Schuppen, den Ställen in einer Flucht sowie mit quer abschließender Scheune, hinter der sich der Gemüse- und Obstgarten befindet. Erlaubte es die Breite, so standen auf der gegenüberliegenden Hofseite die Sommerküche und/oder die Stube der Alten. Solche Ergänzungsbauten sind vor allem für die Zeitspanne 1870-1915 typisch. Nach der Straße zu wird der Hof von einer hohen Mauer abgeschlossen. Verglichen mit dem Konservatismus des Wohnhauses erfahren die Nebengebäude am häufigsten Umbauten, die sich auch durch die Größe der belegten Fläche im Vergleich zum Wohnhaus abheben. Unterschieden werden können drei Bauperioden:

– 1860-1880, gekennzeichnet durch niedrige Ställe, Heuboden mit Dachlaken mit getrenntem Dach sowie verputzten Steinmauern; Nebenflügel mit einem gemeinsamen Dach, wobei die Abtrennung durch Feuergiebel unterstrichen wird; die Schuppen stehen auf achtkantigen Holzpfählern mit Windrispen und Holznägeln, während die gemauerten Scheunen über die ganze Hofbreite quergestellt, dreijochig und bis zu 15 Meter hoch sind. Es konnte nicht herausgefunden werden, in welchem Maße das Auftreten und die Verbreitung derartiger Nebengebäude mit der Kronstädter Ackerbauschule in Verbindung stehen.

– Ende des 19. Jahrhunderts: Die Nebengebäude sind höher, die Pfeiler einfach und T-förmig, mit Satteldach, während die gemauerten Scheunen ihre Monumentalität verlieren.

– Anfang des 20. Jahrhunderts werden unter dem Einfluß der Marienburger Ackerbauschule zweigeschossige Wirtschaftsgebäude üblich. Das obere Geschoß mit Fachwerk-Struktur und eingefügten Ziegeln dient zur Aufbewahrung der Futterpflanzen, des Getreides usw. Ebenfalls unter genanntem Einfluß wird der Hof mit Stein gepflastert, werden die Brunnen durch Handpumpen ersetzt.

Bei der Datierung der Gebäude wurden außer geschriebenen Quellen (Chronik) und der Zeitangabe – häufig an den Häusern und Nebengebäuden – Verzierungselemente beachtet. Neben den bereits erwähnten Baustoffen, Grundrissen oder der Form von An- und Zubauten wurden bei der Altersbestimmung der Gebäude auch Verzierungen der Tragbalken, die Buchstabenform berücksichtigt. So waren für das Ende des 18. Jahrhunderts einfache Ritzverzierungen (Sonnen-, Herz-, Rillenmotiv) üblich, die gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von pflanzlichen Motiven (Tulpe, Granatapfel, Blumenvase) verdrängt wurden. Nach 1870 sind Jahreszahlen nur am Giebel anzutreffen.

Ein weiteres Datierungselement, das für die Jahre 1860-1870 charakteristisch ist, sind die am Giebel (Dachfirst) angebrachten Keramikugeln. Obwohl die Fachliteratur in Tartlau Häuser aus dem Jahr 1674 erwähnt, konnten diese nicht identifiziert werden.

Als soziale Organisationsform ist der sächsische Teil der Gemeinde in acht nach Straßen gegliederte Nachbarschaften eingeteilt gewesen. Die Kränzchen sind ab der 5. Klasse nach Altersstufen gebildet worden. Die Quartale decken sich gebietsmäßig mit den Nachbarschaften, doch ist ihr Zweck vor allem der, die Gemeinschaftsarbeit zu organisieren (z.B. Instandhaltung der Brücken und Kanäle, der Straßen, turnusmäßige Feuerwache). In jedem Quartal mußten abwechselnd 2-3 Wirte je ein Pferdegespann für dringende Einsätze bereithalten.

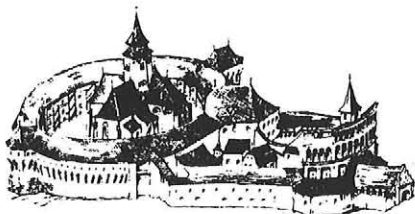
Während der Bestandsaufnahme von 1995 wurden in Tartlau 280 Wohn- und Wirtschaftsgebäude untersucht. Festgestellt wurde, daß das geschichtlich gewachsene Ortsbild gut erhalten ist. Die zahlreichen einzelnen denkmalwürdigen Gebäude bilden zusam-

men mit der unveränderten topographischen Lage ein Ensemble, das unseres Erachtens Denkmaltwert besitzt. Das betrifft das ganze sächsische Viertel, das alte rumänische Viertel und einen Teil des Zigeunerviertels (țigănie).

Erhalten werden müssen neben den ursprünglichen Baustoffen auch die Bautechniken (Bauweise), die Silhouette, der Verputz der denkmalwürdigen Häuser, die jetzige Straßen-Anlage, das Bild der Straßen und des Marktplatzes, die Parzellierung, da sie ein Zeugnis des Werdegangs der Ortschaft Tartlau abgeben.

*Auf diesem Wege danken wir allen Bewohnern der Gemeinde, die uns unterstützt und geholfen haben, ebenso Herrn Pfarrer Johann Orendi und dem orthodoxen Pfarrer Popescu. Besonderer Dank gebührt Hermine Vásárhelyi, Rosi Thieser und Georg Schiel für die nützliche und umfassende Auskunft wie auch den Brüdern Teutsch und Rosa Feltes für die alten Fotos, die sie uns zur Verfügung gestellt haben.*

Aus: *Allgemeine Deutsche Zeitung in Rumänien* vom 12. 4. 1996



## 9. Tartlauer Nachbarschaft

Landsmannschaft der Siebenbürger-Sachsen e. V. in Deutschland

### EINLADUNG

## „Der neuen Heimat dienen – die alte nicht vergessen“

Unter diesem Motto ergeht an alle Tartlauer und die sich als Tartlauer halten, an jung und alt, aus Ost und West, aus Nord und Süd, wo immer sie auch leben, die herzliche Einladung zum 9. großen Tartlauer Treffen in Schnelldorf bei Crailsheim für Samstag, 26. September 1998.

### VORLÄUFIGES PROGRAMM

Ab 9.00 Uhr:

Saalöffnung – Frankenlandhalle Schnelldorf – Parkplätze stehen genügend zur Verfügung. Die Halle ist sehr gut bewirtet.

10.00 Uhr: Begrüßung durch den Nachbarvater Trein.

10.30 Uhr:

Vergleichstag der Mitglieder der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ mit Rechenschaftsberichten, anschließender Diskussion und Neuwahlen des Vorstandes und der Rechnungsprüfer.

12.00 Uhr:

Heimatgottesdienst in einer nahegelegenen Kirche oder in der Halle mit anschließender Totenehrung. An der Orgel Katharina Schachinger, musikalische Gestaltung Tartlauer Chor und Bläser (beide unter Hans Bruss).

Anschließend:

Gemeinsames Beisammensein mit Mittagessen, Kaffee mit mitgebrachtem Kuchen, Jahrgangstreffen, Klassentreffen u.v.m. Der Nachmittag wird musikalisch von der Blasmusik, dem Chor und der Männersinggruppe umrahmt. Wenn erwünscht und wenn möglich, kann noch ein Gruppenbild gemacht werden.

Ab 18.00 Uhr: Gemeinsames Abendbrot.

Ab 20.00 Uhr:

Tanz bis zur späten Stunde mit dem „Edelweiß“-Orchester Tartlau.

Unkostenbeitrag für Erwachsene: DM 17,-.

Für Schüler und Studenten: DM 10,-.

Kinder haben freien Eintritt.

Das Treffen wird von der Kreisgruppe der Siebenbürger Sachsen organisiert.

Mit heimatlichen Grüßen

Ihr

Michael Trein (Nachbarvater)

Die Gemeinde Schnelldorf liegt (wie auch Crailsheim) an der Autobahn 6 zwischen dem Autobahnkreuz Weinsberg und Nürnberg.

Deutsche Bahnreisende bis Crailsheim:

Von dort organisiert Nachbarvater Trein (Telefon 0 79 51 - 69 30) bei rechtzeitiger Anmeldung einen Abholdienst bis Schnelldorf und bei Bedarf wieder zurück zum Bahnhof.

Auf ein gemeinsames Treffen mit vielen, vielen Tartlauern, Freunden und Bekannten, freut man sich jetzt schon.

Der Vorstand wünscht allen eine gute Anfahrt!

Einquartierung soll sich bitte jeder selbst besorgen. Eine Liste der Unterbringungseinrichtungen liegt bei.



## Neuwahlen zum Vorstand der „9. Tartlauer Nachbarschaft“

Die Amtszeit des Vorstandes der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ geht im September d.J. zu Ende. Bei dem 9. Treffen am 26. September 1998 in Schnelldorf soll ein neuer Vorstand gewählt werden. Es ist üblich in Vereinen, daß der noch amtierende Vorstand eine Kandidatenliste erstellt und diese im Heimatboten allen Mitgliedern bekannt gibt. Es ist auch selbstverständlich, daß jedes Mitglied wählen und gewählt werden kann.

Wer sich nun angesprochen fühlt, großjährig ist und für den Vorstand kandidieren möchte, kann seine Kandidatur bei Nachbarvater Trein anmelden. Auch können Vorschläge von Mitgliedern der NB für Kandidaten für den Vorstand beim Nachbarvater Trein eingereicht werden. Es ist nun unser aller Wunsch, daß sich Frauen und Männer aus unserer NB finden und bereit sind, sich zur Wahl zu stellen und für den Vorstand kandidieren. Es ist jedoch wichtig, daß sich nur solche Kandidaten melden oder vorgeschlagen werden, die bei einer Wahl das Amt auch annehmen wollen. Diese Vorschläge können noch bis zur endgültigen Wahl in Schnelldorf gemacht werden.

Die Kandidatenliste bleibt bis zum Beginn des Wahlvorganges offen.

Bis Redaktionsschluß haben sich folgende Kandidaten für die Wahl in den Vorstand bereit erklärt:

Nachbarvater	Michael Trein (Crailsheim)
Stellvertreter	Peter Kurmes (Nürnberg)
Kassier	Werner Schunn (Böblingen)
Schriftführer	Wolfgang Steiner (Gundelsheim)
Kulturreferent	Johann Bruss (Murrhardt)
Frauenvertreterin	Rosi Plontsch (Murrhardt)
Jugendvertreter	???
Beisitzer	Willi Thieskes (Böblingen)
Beisitzer	Stefan Dezsö (Arpke)
Beisitzer	Paul Salmen jun. (Nürnberg)
Kassenprüfer	Johann Junesch (Neuweiler)
Kassenprüfer	Anni Bruss (Böblingen)

## Worte zum Nachdenken – Worte zum Handeln – zur Neuwahl des Vorstandes

Ich persönlich und mit mir noch viele Tartlauer bedauern es immer wieder, daß sich bei uns Tartlauern kein Jugendlicher bereit erklärt, als deren Vertreter im Vorstand mitzuwirken. Alle Gemeinden des Burzenlandes haben einen oder sogar mehrere sehr aktive Jugendvertreter im Vorstand. Tartlau als größte Burzenländer Gemeinde, steht hilflos da, ohne einen aktiven Vertreter unserer Jugend und diese Tatsache stimmt viele von uns, die wir mit den anderen Gemeinden zu Tagungen zusammenfinden sehr nachdenklich. Ich sage es im Namen vieler Tartlauer, es ist ein unwürdiger Zustand für unsere Gemeinde. Es ist nicht so, daß unsere Tartlauer Jugend nicht existiert, nein, sie ist da und organisiert viele interessante Veranstaltungen und beteiligt sich an vielen Aktivitäten, aber können diese nicht (so mein Vorschlag) innerhalb der Nachbarschaft geschehen?!

Also, meine lieben Jugendlichen, kommt aus dem Hintergrund hervor und meldet euch für eine Kandidatur als Jugendvertreter in den neuen Vorstand. Versucht es als eine bürgerliche Pflicht und Ehre zu empfinden.

Alle wissen es, daß ihr sehr aktiv seid, lassen wir diese Aktivität in einen organisierten Rahmen einbinden! Versuchen wir es diesmal mit mehr Mut und Verantwortungsgefühl!

Wem sollen wir, die wir nicht mehr die Jüngsten sind, eines Tages die Stafette des Generationswechsels überreichen, wenn nicht euch Jugendlichen aus Tartlau?

Ich appelliere im Namen des gesamten Vorstandes und in meinem eigenen an alle Tartlauer Familien, die noch Jugendliche in ihrem Kreise haben und vor allem an die **Tartlauer Jugend**: seit bereit ein Ehrenamt im Vorstand zu übernehmen, um gemeinsam zum Wohle und zum Gedeihen der Allgemeinheit einer Tartlauer Tradition, die uns alle verpflichtet, das von unseren Vätern Erworbenes zu erhalten und weiter zu geben. Das schulden wir alle, ob jung oder alt, unserer über achthundertfünfzigjährigen Geschichte im siebenbürgischen Karpatenbogen und unserer siebenbürgischen Kultur, die Bestandteil des gesamtdeutschen Kulturgutes ist.

Trein, im Auftrag des Vorstandes

## Johannes Honterus (1498-1549) zum 500. Geburtstag

### Das Honterus-Jahr der Siebenbürger Sachsen

*Der Mann war nicht wenigen ein Ärgernis. Zuerst brachte er die Politiker seiner Vaterstadt – dieser mittelalterlichen Polis quasi hellenischen Zuschnitts im äußersten Südosten des siebenbürgischen Hochlands, die damals eine der reichsten und mächtigsten Handelszentren Südosteuropas war – gegen sich auf. Denn temperamentvoll und intelligent riet er allen, die ihn danach fragten und nicht fragten, sich in der Auseinandersetzung zwischen dem Türkenfreund Johann Zápolya – dem siebenbürgischen Woiwoden – und dem Türkenfeind Ferdinand von Österreich – dem späteren Kaiser des Deutschen Reichs – aus Gründen der Treue ohne wenn und aber auf die Seite Ferdinands zu stellen. Das widersprach nicht nur dem kühlen Überlebenskalkül der Stadtväter, sondern ging auch gründlich ins Auge, weil der Ungar Zápolya der mächtige Mann in Siebenbürgen und damit auch unumschränkter Herrscher über die Deutschen in dieser Landschaft blieb. Der falsche Ratgeber mußte, da es hier um eine Existenzfrage ging, die Heimat verlassen.*

*Ein Ärger war er aber nicht allein den weltlichen Stadtherren, er war es nach seiner Rückkehr aus der Verbannung auch der wohl-etablierten und selbstgerechten Geistlichkeit des Landes, unter der er natürlich seine Freunde, doch ebenso seine Gegner hatte. Was wollte der unruhige Geist überhaupt? Die Sachsen lutherisch machen? Seine Bildung, sein Wissen, sein Ruhm als Mathematiker, Kartograph, Astronom, Holzschneider und Schriftsteller in Ehren, aber, sagten seine Widersacher, er gebärdet sich, bildlich gesprochen, wie einer, der überall diese neuartigen, vom Mönch Berthold Schwarz erfundenen Sprengsätze austretet: Erst seine ungestüme, verderbliche Kaisertrübe, dann seine umstürzlerischen Schulreformpläne, mit denen er alle rebellisch macht, schließlich seine Aufmüpfigkeit gegen den hohen Klerus! ...*

*Hartnäckig war er außerdem, energisch, entschlossen, und so furchtbar modern in allem, was er sich vorgenommen hatte – bis hin zu der Druckerei, die ihm aus dem Ausland nachgeschickt worden war –, daß manchem bedächtigen Bürger der Kopf rauchte. Mein Gott, was wurde in den Familien, in den Bekanntheitskreisen, auf Straßen und Plätzen, in den Badestuben nicht alles über ihn geredet, gelästert, geschimpft! Wie gerieten seinetwegen die Leute nicht aneinander, seine Gegner, seine Freunde! Doch alle spürten: in dem Manne verkörpert sich die Umbruchstimmung der Zeit, der Aufbruch zu neuen Ufern.*

*Nun, die Besten standen auf seiner Seite. Die selbständigen Denker unter den politischen Stadtführern wie der gewichtige Lucas Hirscher schätzten den gereift aus der Fremde Heimgekehrten. Die geistig über den sächsischen Tellerrand hinausblickenden humanistischen Köpfe wie der junge Valentin Wagner verehrten den Hochgebildeten. Den in der Welt herumgekommenen einflußreichen Kaufleuten, den Zunftoberen imponierte das Ansehen, das er draußen erworben hatte. Entscheidend aber war seine Volksnähe.*

*Und so glückte das große Werk: im Oktober des Jahres 1542 wurde in Kronstadt zum erstenmal in Siebenbürgen „die evangelische Meß“ gelesen – es war der Beginn der Reformation der Siebenbürger Sachsen. Johannes Honterus (1498–31. Januar 1549), von dem hier die Rede ist, hatte sie in Schrift und Wort vorbereitet und war Geist und Seele ihrer Durchführung gewesen. Und er wurde dadurch auch in der politischen Geschichte zur historisch bedeutenden Erscheinung der siebenbürgischen Deutschen. Denn ohne die konfessionelle Unterscheidung von den anderen Nationen Siebenbürgens: ohne die Selbstcharakterisierung als Lutheraner, die auch ein Politikum war, hätten sich die Sachsen vielleicht – so wie es denjenigen von ihnen erging, die den Schritt nicht taten – im Laufe der Jahrhunderte in den zahlenmäßig immer überlegeneren anderen Völkerschaften dieses Raumes verloren. Daher steht denn die Reformation in Siebenbürgen nicht allein für einen kirchengeschichtlich und sozial beschreibbaren Akt, sondern zugleich für eine politische entscheidende Tat mit Wirkung bis in unsere Tage. Daß die Siebenbürger Sachsen als ethnische Gruppe bis ins 20. Jahrhundert überlebten, ist nicht zuletzt das Verdienst dieses großen Kronstädters.*

Hans Bergel

tr., aus „Neue Kronstädter Zeitung“ vom 20. März 1998/14. Jahrgang, Folge 1/98

# Erinnerungen aus dem Krieg

## von Hans Kurt Copony bringt der Heimatbote in zwei Folgen

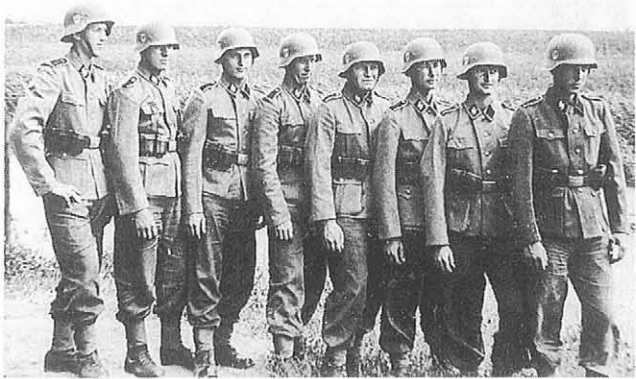
I

Mitte November 1942. Wir lagen schon seit dem Sommer in dieser Feuerstellung, etwa 100 km nördlich von Stalingrad. Die Einschläge unserer Granaten konnten wir nicht sehen. In Schußrichtung ging es leicht bergauf, ein Acker mit Wermut bewachsen. Etwa 300 Meter vor uns hatte eine Einheit schwere Granatwerfer Stellung bezogen, deren Besatzung den Kopf nie über den Grabenrand hoben, wenn wir schossen. Tatsächlich suchten sich unsere Granaten, etwa einen halben Meter über dem Erdboden ihren Weg zum Ziel. Etwa 50 Meter vor diesen Stellungen fiel das Gelände steil, ja fast senkrecht ab. Unten lag ein breites Tal, in dem die Wolga zwischen Wiesen und Auwäldern ruhig ihre Wasser dem Schwarzen Meer zuführte. Kurz vor dem Steilhang hatten sich Infanterie und unsere Artilleriebeobachter eingegraben. Ich war nur einmal dort, das war nachdem wir Stellung bezogen hatten und ein Unteroffizier der Deutschen Wehrmacht unserem Batteriechef über das Schußfeld mit russischen Stellungen und Wege feindlicher Spähtrupps unterrichtete. Meine Aufgabe war Dolmetscher zu spielen, weil unser Hauptmann Hristescu nur wenig Deutsch sprach, aber immer wieder seine Deutschkenntnisse anzuwenden versuchte. So fragte er den Deutschen, der uns auf eine Stelle, an der öfter Spähtrupps beobachtet wurden, aufmerksam machte: „Haben sie dort geschossen?“ Der Unteroffizier sagte lachend, er habe sich zu seinem Geschäft immer weniger gefährliche Orte ausgesucht. Den Hauptmann klärte ich dann auf, daß die Vergangenheit des Wortes „schießen“ geschossen heißt.

Noch nie vorher lagen wir mit der Feuerstellung so nahe an den Linien der Infanterie. Mit unseren Flachfeuerkanonen konnten wir, wenn für die Lafette der Boden etwa ein Meter tief ausgehoben war, bis zu elf Kilometer weit schießen. Ein Sperrfeuer vor die Linien unserer Infanterie war aber nicht möglich. Dafür mußten die Granatwerfer in der Stellung vor uns sorgen. An dem Steilhang war aber auch kein Angriff zu erwarten.

Die Feuerstellung hatten wir ausgebaut und getarnt. Ein Oberst vom Divisionsstab, den unser Major, der Abteilungskommandeur, zu uns führte, fragte nach dem Standort der Stellung, obwohl er kaum fünf Meter vom ersten Geschütz stand. Es war eingegraben und mit einem, mit Wermutkraut besteckten Tarnnetz überspannt. Einige Schritte weiter war unser Bunker in den leichten Hang eingearbeitet. Wir hatten eine Liegefläche mit Strohunterlage für die sechs Kanoniere, und auch ein selbst gebauter Ofen mit Kochplatte fehlte nicht. Wir glaubten, den Winter dort verbringen zu können. Leider war das ein Trugschluß, denn die Russen waren links von uns durchgebrochen und es bestand die Gefahr, eingeschlossen zu werden. So wechselten wir die Stellung um einige Kilometer westlich, wo wir die ganze Nacht arbeiteten, um die Geschütze einzugraben und für uns notdürftig einen Bunker zu bauen. Der Boden war schon 20 cm tief gefroren. Aber schon am nächsten Tag hieß es, ein Geschütz zur Panzerabwehr nach rückwärts in Stellung zu bringen, das bedeutete, wir waren eingeschlossen. Deutsche Flugzeuge überflogen uns. Mit kreuzweise in den Schnee gelegten Decken wollten wir uns zu erkennen geben, mit dem Erfolg, daß sie uns Munition für deutsche PAK abwarfen, die wir nicht brauchen konnten. Wir hatten auf Verpflegung gehofft. Gegen Abend ertönten Hornsignale aus den Linien der Infanterie, die „Feuer einstellen“ bedeuteten. Für uns wäre das Signal fast unnötig gewesen, da wir fast ohne Munition waren und mit Nachschub nicht zu rechnen war. Der Hauptmann kam vom Beobachtungsposten zurück in die Feuerstellung und sagte, die Division habe kapituliert. Er schickte nach mir, um mich nach meiner Meinung zu fragen, was er vorher nie getan hatte. Mir war klar, daß ich mich eher erschieße, als in russische Gefangenschaft zu gehen. Er meinte, es sei einen Versuch wert, sich in Richtung Westen abzusetzen. Von den Offizieren wollte keiner mit. Die meinten, für sie sei der Krieg zuende. Wir waren schließlich sechs, die es unternahmen. Verpflegung hatten wir keine, bis auf eine Tüte Bonbons, die der Hauptmann nach und nach verteilte. Er hatte aber einen Kompaß, ohne den wir keine Chance gehabt hätten. Die Geschütze haben wir, in Rücksicht auf die anderen, nicht gesprengt, nahmen aber die Richtaufsätze mit, ohne die sie wertlos waren. An Waffen nahmen wir nur jeder eine Handgranate, der Hauptmann und ich je eine Pistole mit, die mir der Batterieoffizier, ein Oberleutnant gegeben hatte.

Inzwischen war es Nacht geworden. In der Nachbarbatterie suchte unser Hauptmann Gleichgesinnte, allerdings ohne Erfolg. So gingen wir nach Westen, immer zu zweit auf Sichtweite hinter-



Tartlauer Rekruten bei der Waffen-SS 1943

Von rechts nach links: Horst Schaaser (†), Hans Kurt Copony, Hans Bruss (†), Willigo Wilk (†), Willi Honigberger, Christian Schiel (†), Fritz Schmidt (†), Georg Bruss

einander. Vorne ging der Chef mit dem Sergent-Major Damian. Als Letzter ging ich mit dem Richtkanonier vom 4. Geschütz, einem Caporal, dessen Namen ich vergessen habe. Ich hatte damals den Dienstgrad eines Sergent, der dem deutschen Unteroffizier entsprach. Unsere Uniform bestand aus Hemd und lange Unterhose, ein ärmelloses Pullover, Hose, Uniformjacke, Mantel, weiße Pelzmütze und Artilleriestiefel an den Füßen. Das zweite Hemd hatten wir, als Tarnanzug über den Mantel gezogen. Der Hauptmann hatte einen Pelzmantel und ein Bettlaken als Tarnung. In den Hosentaschen hatte jeder ein Paar Socken. Ob er wohl an einem Überlebenstraining teilgenommen hatte, wie es heute bei den Fallschirmjägern der Bundeswehr stattfindet? Der Ablauf der nächsten Tage läßt darauf schließen.

Wir gingen noch nicht lange und stolperten beinahe in eine russische Stellung, der wir dann mit angehaltenem Atem auswichen. Im Morgengrauen suchten wir uns eine von den Hügeln rundherum nicht einsehbare Stelle. Dort gruben wir mit einem mitgeführten Infanteriespaten durch den gefrorenen Boden etwa einen halben Meter tief ein Quadrat von etwa 2 x 2 Meter. Auf vom Schnee befreiten Unkraut lagen wir wie die Sardinen in der Büchse, die trockenen Socken an den Füßen, die nassen in der Hosentasche, die Stiefel unter dem Kopf, mit den Füßen gegeneinander, zugedeckt mit allen unseren Mänteln und schliefen. Ab und zu hörten wir Gefechtsgeräusche, blieben aber unbehelligt und warm. Abends lag dann eine handbreit Schnee auf uns.

Wie wir dann in der zweiten Nacht merkten, war es richtig, daß wir nur nachts gingen, denn unterwegs fanden wir öfter die Leichen rumänischer Soldaten, die im russischen Hinterland herumirrten, von russischen Einheiten entdeckt und liquidiert wurden.

In der dritten Nacht kamen wir an eine sehr befahrene Straße. Um festzustellen, ob es russische Kolonnen sind, ging ich mit dem Caporal auf die Straße zu. Die Fahrzeuge fuhren mit eingeschalteten Scheinwerfern und beleuchteten aus einer Kurve kommend das Feld, auf dem wir lagen. Immer wenn diese vorüber waren, machten wir ein paar Schritte. Zum Schluß lagen wir im Graben, als ein Fahrzeug einige Meter vor uns hielt. Zwei Soldaten stiegen zum Pinkeln aus. Sie unterhielten sich in russischer Sprache. Wenn sie uns gesehen haben, müssen sie uns für Leichen gehalten haben, an denen es nicht mangelte. Im richtigen Moment überquerten wir die Straße mit dem Ziel, auf der Höhe, die vor uns lag, den Tag zu verbringen.

Die vierte Nacht führte uns an ein langgestrecktes Dorf, das wir umgehen oder durchqueren mußten. Es war eine lange Dorfstraße mit viel Bewegung darauf. Über eine Stunde gingen wir parallel zur Straße, ohne an ein Ortsende zu kommen. Auf der Straße waren Fahrzeuge aller Art, Militärstreifen, zu Fuß und beritten, ein betriebsames Kommen und Gehen. Endlich kamen wir dann doch an eine Stelle, an der die Häuser weiter auseinander standen und auch die Straße frei war. Im Sprung ging es auf die andere Straßenseite. Diesmal gingen wir zusammen, nicht auf Abstand. Vor dem nächsten Haus stand ein Posten, der uns wohl für Russen hielt, die sich zusätzliche Verpflegung besorgen wollten. Wir sahen ihn erst, als wir auf 15 Schritte an ihn herangekommen waren. Es ging schon dem Morgen entgegen und wir beeilten uns, auf den nächsten Hügel zu kommen. Daß wir wieder vor einem Dorf waren, merkten wir gar nicht. Wir fanden einen Platz für unser Taglager. Diesmal waren es meterhohe Disteln, mit denen wir es polsterten. Auch rund um uns herum standen sie ziemlich dicht, sodaß wir gut versteckt waren.

Schluß folgt!



# Pfarrer Johann Orendi ist tot!

Am 12. Februar 1998 verstarb in seinem Wahlort Lindenfels/Odw. an einer unheilbaren Krankheit im Alter von 60 Jahren unser langjähriger Pfarrer und Dechant des Burzenlandes i.R. Johann Orendi.

Die Beerdigung fand am 18. Februar 1998 auf eigenen Wunsch des Verstorbenen auf dem Friedhof in Freudenstadt/Schwarzwald, wo auch seine Mutter beigesetzt ist, statt.

Unter der Anteilnahme von mehreren hunderten von Trauergästen, darunter 40 Pfarrherren im Ornat und fast 200 Tartlauer, angereist mit Sonderbussen aus ganz Deutschland und unter den Klängen von Trauermärschen, gespielt von der Tartlauer Blaskapelle, haben sechs Tartlauer im Kirchenrock den Sarg mit dem Verstorbenen aus der Aussegnungskapelle bis auf das Grab getragen.

An der Spitze des Trauerzuges die Kränze der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ mit der Schleife blau und rot, der Kranz der Gemeinde Tartlau und der Kranz des Burzenlandes, ebenfalls getragen von sechs Tartlauern.

Mit uns vertrauten Trauerklängen und dem „Lied vom guten Kameraden“ ebenfalls gespielt von den Tartlauer Bläsern, nahm die Trauergemeinde gegen 16 Uhr Abschied von Pfarrer Johann Orendi.

Bei der Beisetzung hielt Nachbarvater Michael Trein folgende Trauerrede:

*Verehrte, liebe Frau Orendi,  
liebe Angehörige, geehrte Trauergemeinde,*

*1971 kam er als ein Fremder, 1996 ging er, nach einem Vierteljahrhundert, als einer der letzten Tartlauer in die Aussiedlung. Johann Orendi, der 48. nach der Reformation und wahrscheinlich der letzte sächsische Pfarrer der Großgemeinde Tartlau und ehemalige Dechant des Burzenlandes ist tot!*

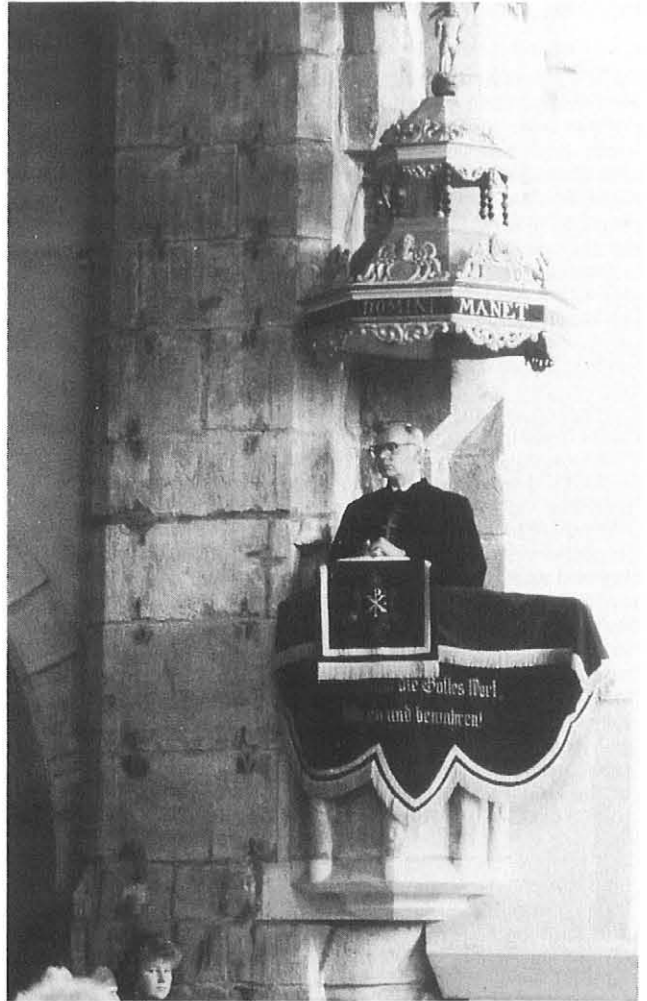
*Wir verneigen uns in dieser Stunde vor einer großen Persönlichkeit Tartlaus. Ein Mann, der die Gemeindechronik maßgeblich mitgestaltet hat. Wir danken Johann Orendi für seine Taten. Es kann nur ein Versuch sein, in dieser Stunde der Besinnung ihn so zu würdigen, wie er es verdient hat. Und diese große Ehre habe ich im Namen aller Tartlauer hier sprechen zu dürfen.*

*Orendi hat stets Verantwortung übernommen, Verantwortung als Kirchenmann, Verantwortung für das Gemeinwohl und Verantwortung für Kultur, Tradition und Brauchtum.*

*Größten Wert hat er immer darauf gelegt, entgegen den politischen Anweisungen, die Erziehung der Kinder religiös zu prägen. So waren jeden Samstag die Schulklassen 1 bis 8 fast alle im Religionsunterricht vertreten.*



Pfarrer Orendi auf seinem letzten Weg von sechs Tartlauern im Kirchenrock begleitet.



Pfarrer Orendi auf der Kanzel der Tartlauer Kirche.

*Unvergessen bleibt mir als damaligen Bürgermeister von Tartlau, wie ich ihn als Pfarrer über bevorstehende Beschlüsse der politischen Führung heimlich in Kenntnis setzte, um Gefahr von ihm und der Kirche abzuwenden.*

*Seinem Einsatz ist es zu verdanken, einen großen Kirchenchor zusammenzuführen, den er auch selbst leitete.*

*Eine besondere Fürsorge galt den Senioren der Gemeinde, mit denen er viele Reisen und Unterhaltungen organisierte.*

*Mit Chor und Blasmusik reiste er in viele andere Gemeinden und oft ins Altland, seinem angestammten Landstrich, dem sächsischen Weinland.*

*Die Renovierung von Kirche und Kirchenburg fielen in seine Amtszeit. Ebenso die Errichtung und Eröffnung eines Gästehauses auf dem alten Predigerhof. Ein für die damalige Zeit gewagtes Handeln. Damit verband er auch die Errichtung eines Heimatmuseums im Kastell, um die Erinnerung an eine einst blühende sächsische Kultur in Tartlau wachzuhalten.*

*Nach der Revolution 1989 sah man ihn nicht nur auf der Kanzel, sondern auch auf dem Traktor. Gegen den großen Widerstand der Rumänen, gründete er mit den paar Verbliebenen, hauptsächlich älteren Frauen mit großem Mut und Eifer den landwirtschaftlichen Verein. Fortan galt es, seine Schaffenskraft auch in die marode Landwirtschaft einzubringen.*

*Der Verstorbene hat sich mit seiner ganzen Kraft nicht nur für Tartlau, sondern in seiner Funktion als Dechant, auch für das Burzenland voll eingesetzt.*

*Das an sich ehrenvolle Amt mußte er nach dem Exodus der Sachsen dafür einsetzen, Pfarreien aufzulösen, Archive zusammenzutragen und für die Seelsorge der ohne Hirten verbliebenen letzten Burzenländer zu sorgen.*

*Antrieb war dabei für ihn der lutherische Grundsatz: „Wenn ich wüßte, daß ich morgen sterben würde, so würde ich heute noch mein Bäumchen pflanzen“.*

*Sie, verehrte Angehörige des Verstorbenen, vor allem Sie, liebe Frau Orendi haben sein Wirken am stärksten miterlebt und mitgetragen. Sie sind durch seinen viel zu frühen Tod am schwersten getroffen. Ich wünsche Ihnen von Herzen viel Kraft und Gottes Hilfe in diesen schweren Stunden.*

*Möge Ihnen das Bewußtsein, daß Johann Orendi ein erfülltes Leben hatte, helfen, den Schmerz leichter zu ertragen.*

*Wenn zu dieser Stunde die Heimatglocken zum Dank und letztem Gruß erklingen, und die verbliebenen Pfarrherren mit ihren Kuratoren des Burzenlandes sich zu einer Gedenkfeier in der Kirche zu Tartlau versammeln, lege ich im Namen der Nachbarschaft, der Gemeinde und des Burzenlandes drei Kränze nieder.*

*In Freundschaft, in Hochachtung und in Dankbarkeit werden wir Johann Orendi stets in Erinnerung behalten.*

*Möge er im Schutze des Allmächtigen seinen Frieden haben.*

*Ich sage „Ade“ einem großen Tartlauer und einem Freund.*

**Aus dem Pfarrhaus aus Tartlau hat uns Herr Diakon Beck folgenden Bericht über die Trauerfeier für Johann Orendi am 18. Februar 1998 in Tartlau geschickt:**

Die Tartlauer Kirchengemeinde hielt zur gleichen Zeit eine Trauerfeier in der Tartlauer Kirche zum Gedenken an Johann Orendi ab.

An der Feier beteiligten sich etwa 160 Personen. Neben der Kirchengemeinde Tartlau nahmen auch die Pfarrer, Kuratoren und Gemeindeglieder aus den Burzenländer Gemeinden sowie die Professoren und Lehrer der Tartlauer Schule teil.

Die Trauerfeier wurde von Pfarrer Krauss aus Kronstadt und Diakon Beck gestaltet. Die Orgel spielte Hans Eckhart Schlandt, der Organist der Schwarzen Kirche aus Kronstadt. Herr Bischof Dr. Christopf Klein hielt die Predigt und Dechant Friedrich Feder aus Großpold (Bezirk Mühlbach), ein langjähriger Freund Johann Orendis richtete ein Abschiedswort als Freund an die Trauergemeinde.

Neben der Trauer um den leidvollen Tod von Pfarrer Orendi war die Feier getragen von der Hoffnung auf die Auferstehung, die uns als Christen trägt und verbindet, und mit der Pfarrer Orendi selbst viele trauernde Menschen hier in Tartlau getröstet hat.

Bischof Klein gedachte in seiner Predigt über Jesaja 62, 6-9 in einem Rückblick des Lebens Johann Orendis. Er brachte dabei zum Ausdruck, daß der tiefe Glaube Johann Orendis seinen Charakter zu Aufrichtigkeit und Offenheit geformt hatte. In Verantwortung vor Gott versah er seinen Dienst mit viel Einsatz für die Kirchengemeinde Tartlau und den Kirchenbezirk Kronstadt. Besonders die Herausforderung der Neuorientierung nach dem Zusammenbruch des Kommunismus 1989 war eine schwere Aufgabe.

Im Anschluß an die Predigt sprach Dechant Feder ein persönliches Abschiedswort als Freund Johann Orendis. In diesem bewegenden und persönlichen Wort gedachte er der gemeinsamen Wegstrecken im Dienst und persönlichen Leben.

Die Feier schloß mit einem Tränenbrot in dem von Pfarrer Orendi eingerichteten Gästehaus, zu dem die gesamte Trauergemeinde eingeladen war.

Bericht von *Trein* redigiert

***Gesegnet,  
die auf Erden  
Frieden stiften***

*(Shakespeare)*

## **Bleib hier!**

1. Ein bitteres Klagen trägt der Wind von einem Ort zum andern.  
Warum willst du mein Sachsenkind aus Siebenbürgen wandern?
2. Ist dir dein Elternhaus nichts wert?  
Die schönen Heimatgassen?  
Die Gräber und den Heimatherd kannst du so leicht verlassen?
3. Paßt dir nicht mehr dein Freund, dein Nachbar und sein Rind?  
Kannst du so leicht vergessen, wo du als sorgenloses Kind der Eltern Lieb' und Treu' besessen?
4. Die Fremde, die ist hart und kalt;  
hin willst den Schritt du lenken?  
Dort bist du einsam, wenn du alt, wirst weinend der schönen Heimat gedenken.
5. Kein trautes Fest, kein Feiertag wird Heimatglück dir bringen.  
An keinem Sonn- und Wochentag die alte Glocke klingen.
6. Du rufst den Gast, doch niemand kommt die Freundeshand zu drücken,  
das Heimweh quält, du bist bedrückt, doch nichts kann dich beglücken.
7. Des Hochmuts Glanz bringt weder Glück noch friedevolle Stunden.  
Bleibt hier ihr Sachsen – denkt zurück, der Heimat bleibt treu verbunden!
8. Ein ernstes Mahnen bringt der Wind es klingt von Ort zu Orte.  
Gott rief dich her mein Sachsenkind, treu bleibe deinem Volke!
9. Hier ist dein Haus! Hier ist dein Grab!  
Nach ewigem sollst du trachten.  
Die Heimat, wie sie Gott dir gab, darfst niemals du verachten!

*Pfarrer Johann Orendi*

Eingesandt von *Anni Junesch* (Böblingen)

## Deutschlands Staatsflagge – Schwarz-Rot-Gold: Symbol von Einheit und Freiheit – wird 150 Jahre alt!

Glockengeläut, Salutschüsse und ein nicht enden wollender Jubel der spalterbildenden Bürgerwehr und der von nah und fern herbeigeströmten Menschen begleiteten die fast sechshundert Abgeordneten, als sie in feierlichem Zuge hinter der schwarz-rot-goldenen Fahne am Römer zu Frankfurt am Main vorbei in die nahegelegene Paulskirche, ihrem künftigen Tagungsort, zogen.

Das war am 19. Mai 1848, als sich zum ersten Mal in der deutschen Geschichte aus allgemeinen, gleichen und freien Wahlen hervorgegangene Parlamentarier als Vertreter des ganzen deutschen Volkes anschickten, ein demokratisches Verfassungswerk zu schaffen, den bisherigen Obrigkeitsstaat zu überwinden und einen freiheitlichen deutschen Nationalstaat zu verwirklichen. Der erste Versuch, ein geeintes Deutschland auf demokratischer Basis zu schaffen, schlug fehl.

Was im Jahr 1848 scheiterte, 1990 gelang es nach fast einem halben Jahrhundert deutscher Teilung infolge des Zweiten Weltkrieges: Die Verwirklichung der deutschen Einheit in Freiheit. Schauplatz Berlin, 2. Oktober 1990, vor dem historischen Reichstagsgebäude. Genau um Mitternacht ertönt aus den Lautsprechern das Geläut der Freiheitsglocke vom Turm des Schöneberger Rathauses.

Eine riesige Flagge von sechzig Quadratmetern Größe steigt langsam am Fahnenmast empor und entfaltet im Licht zahlloser Scheinwerfer ihr Schwarz-Rot-Gold. Hunderttausendfacher Jubel und Beifall branden auf. Nach vierzig Jahren der Trennung und der Unfreiheit im östlichen Teil Deutschlands sind die Deutschen wieder in einem gemeinsamen Staat vereinigt. Bundespräsident von Weizsäcker tritt vor die laufenden Fernsehkameras: „Die Deutschen haben in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands verwirklicht.“

Deutsche Einheit in Freiheit, dafür stehen die Farben Schwarz-Rot-Gold. Im März 1848 wehten sie erstmals im Bereich des „Deutschen Bundes“, von Schleswig bis Südtirol, von Königberg bis Luxemburg. Sie wurden als Symbol einer erhofften besseren Zeit besungen, vielfach verfolgt, verboten, beiseite geschoben und diffamiert.

Die Farben stehen für: Schwarz als Bezeichnung der Nacht, die während der Knechtschaft über Deutschland lag, Gold, die Morgenröte der errungenen Freiheit, und Rot, das Herzblut, mit dem sie erkämpft ward.

Sieben Jahre zuvor entstand im Jahre 1841 auf dem damals englischen Inseln Helgoland das Deutschlandlied des Germanistikprofessors August Heinrich Hoffmann (1798 bis 1874), der sich nach seinem Geburtsort „von Fallersleben“ nannte. Sein Bekenntnis zu „Deutschland über alles in der Welt“ war nicht als Ausdruck chauvinistischen Hochmuts zu verstehen, sondern als Aufruf zur Einigung der neununddreißig deutschen Länder gemeint. Dieses einige Vaterland sollten die Deutschen „über alles“ stellen, vor allem über die einzelstaatlichen Egoismen.

Trein, aus „Deutsche Tagespost“, Nr. 37 vom 24. 3. '98 (gekürzt)

## Ministerpräsident Teufel empfing Michael Trein

Stuttgart. – Am Rande der Plenarsitzung des baden-württembergischen Landtags vom 10. Dezember empfing Ministerpräsident Erwin Teufel (CDU) den Vorsitzenden der Landesgruppe Baden-Württemberg der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, Michael Trein, zu einem kurzen Gespräch. Trein berichtete über Tätigkeiten der Siebenbürger Sachsen im südwestlichen Bundesland sowie über die Unzufriedenheit seiner Landsleute angesichts der massiven Rentenkürzungen, die sie hinnehmen müssen. Die Siebenbürger Sachsen würden keinen Anlaß zur Aussiedlerfeindlichkeit geben, betonte Trein. Ministerpräsident Teufel zeigte sich sehr zufrieden mit dem Verhalten dieser Bevölkerungsgruppe und lobte ihre einwandfreie Integration. Der Ministerpräsident bedauerte, daß er zu Siebenbürgen keine so engen Beziehungen wie zum Banat habe. Um auf diese europäische Landschaft, zu deren Gestaltung Deutsche acht Jahrhunderte lang wesentlich beigetragen haben, aufmerksam zu machen, überreichte Michael Trein dem baden-württembergischen Ministerpräsidenten den Bildband „Siebenbürgen im Flug“. Schon beim Anblick der ersten Bilder zeigte sich Teufel überrascht von der Wucht der Kirchenburgen, den geschlossenen Siedlungen und vor allem von der Qualität der Luftbilddaufnahmen.

sb

Aus „Siebenbürgische Zeitung“ vom 20. 1. '98

## 9. Tartlauer Nachbarschaft Nachbarvater Michael Trein Im Feldle 22, D-74564 Crailsheim

### Sehr geehrter Herr Trein,

Ihr Brief vom 7. Januar ist angekommen. Ich möchte mich zuerst herzlich bei Ihnen bedanken, für die Adressenliste und für die Weihnachtsbescherung. Nach anfänglicher Aufregung ist der Transport dann doch gekommen. Herzlichen Dank auch für Ihren Einsatz und die Mühe. Es war reichlich und sehr gut. Die Kinder, welche zu Weihnachten ansonsten kaum Süßigkeiten sehen, haben sich sehr gefreut. Wir haben ein Krippenspiel mit 25 Kindern aufgeführt. Die Kinder haben sehr gut gespielt. Eltern und Gemeindeglieder hatten große Freude am Spiel, durch das die frohe Botschaft von Gottes Suche nach den verlorenen Menschen durch seine Menschwerdung verkündigt wurde.

Auch die Alten haben sich gefreut, über das Geschenk und den damit verbundenen Besuch durch meine Frau und Frau Schmidts.

Ich möchte Ihnen zum Jahresabschluß einen kurzen Bericht vom vergangenen Jahr und auch einen Ausblick auf das nächste Jahr geben.

### Statistik des abgelaufenen Kirchenjahres 1996-1997

– Eine auswärtige Trauung.

### Verstorben und in Tartlau beerdigt:

- Georg Alies, 64 Jahre (Neugasse)
- Katharina Maria Hell, 61 Jahre (Platz)
- Georg Incze, 57 Jahre (Kröteneck)
- Anna Bruss, 78 Jahre (Göllnergasse)

### Die Seelenzahl unserer Gemeinde am 31. Dezember 1997:

- Zusammen 176 Personen, davon
- 27 Personen über 70 Jahre,
  - 40 Personen unter 21 Jahre,
  - 89 Personen zwischen 20 und 70 Jahre,
  - 20 Personen in anderen Ortschaften

Die Siebenbürgisch-Sächsische Stiftung hat in diesem Jahr die Kirche innen und außen renoviert. Die gesamte Burg ist nun in sehr gutem Zustand. Es ist im Gespräch, daß sich die Stiftung nun verstärkt Restauration anderer Kirchenburgen widmen wird. Die Kirchengemeinde hat die Küche des Pfarrhauses vor unserem Einzug renoviert. Außerdem wurde im November eine Zentralheizung eingebaut. Freunde aus meiner Heimatgemeinde St. Johann Lonsingen haben die Installation unentgeltlich durchgeführt. Die Heizung wird über die Zentrale im Gästehaus betrieben. Wir sind nun sehr froh über die warmen Räume und die zusätzliche Zeit. Trotz der Renovierungsarbeiten konnte das Jahr mit einem Überschuß abgeschlossen werden. Sie sind richtig informiert, die Gemeinde steht finanziell gut.

Im kommenden Jahr beabsichtigt die Gemeinde das Dach des Pfarrhauses zu reparieren. Unklar ist noch, ob eine umfassende Renovierung des Dachstuhls oder nur ein Ausbessern und Umdecken angebracht ist.

Außerdem ist für den 1. bis 3. Mai ein landesweiter Jugendtag in Tartlau geplant. Wir rechnen mit ca. 200 Jugendlichen aus den Gemeinden unserer Landeskirche. Es wird viel Arbeit werden, aber ich freue mich sehr darauf. Es kommt Leben nach Tartlau, und wir möchten von dem Leben weitergeben, das uns Jesus gibt.

Soweit der Bericht aus Tartlau. Ich schließe und hoffe, daß wir uns bald einmal kennenlernen werden.

Mit freundlichen Grüßen

Eberhard Beck

### Sehr geehrter Herr Beck,

der Vorstand der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ dankt Ihnen für den ausführlichen Bericht aus Tartlau und wünscht Ihnen eine erfolgreiche christliche Betreuung und mit der Gemeinde ein gutes Miteinander.

Auf Antrag von Nachbarvater Trein hat die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen – Landesgruppe Baden-Württemberg – für die Unterstützung des 1. ev. Jugendtages der Landeskirche in Rumänien zwischen dem 1. und 3. Mai 1998 in Tartlau DM 500,- für mittellose Jugendliche gespendet.

Auch von hier aus ein Dankeschön an die Landesgruppe Baden-Württemberg.



## Burzenländer richten den Heimattag 1998 in Dinkelsbühl aus!

Die Nachbarväter und Vertreter der Heimatortsgemeinschaften (HOG) des Burzenlandes waren sich auf der 14. Tagung vom 18. bis 20. April 1997 in Neuhaus bei Crailsheim einig, den Heimattag 1999 auszurichten. Der Termin wurde auf das Jahr 1998 verlegt, da 1999 das 50jährige Jubiläumsjahr seit der Gründung der Landsmannschaft in Deutschland begangen werden soll, soll es ein Jahr der Landsmannschaft werden.

Für die Verantwortlichen des Burzenlandes heißt das viel Arbeit und Verantwortung. Der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ wurden mehrere Mitveranstaltungen anvertraut. So z.B. die Blaskapelle, der gemischte Chor und die Männersinggruppe (alle unter der Leitung von Hans Bruss), für Samstag bei der Eröffnung des Heimattages im großen Schranrensaal um 10.30 Uhr. Ebenfalls am Sonnabend um 15 Uhr im Schrannefsaale bei der Brauchtumsveranstaltung „Die Bockelung“. Die Tartlauer „Edelweiß-Band“ wird am Sonntag ab 19 Uhr im Schrannefsaale zum Tanz aufspielen.

### Aus diesem Anlaß ergeht folgender Aufruf an alle Tartlauer Trachtenträger:

**Bitte beteiligt Euch, so viele wie möglich, ob jung oder alt am „Traditionellen Trachtenumzug“ zu Pfingsten anläßlich des großen Sachsentreffens in der Freien Reichsstadt zu Dinkelsbühl.**

**Wir wollen mit den anderen Burzenländer Trachtenträgern als eine große Gemeinschaft mit der alten Fahne auftreten.**

**Wir treffen uns am Sonntag, den 31. Mai 1998, um 13.45 Uhr „Auf der Bleiche“.**

*Der Vorstand*

## ACHTUNG TARTLAUER!

Unser Trefflokal in Dinkelsbühl zu Pfingsten ist auch in diesem Jahr das

### Café-Ristorante „HOHWART“

in der Segringer Straße 54  
(50 m vom Rathaus entfernt)  
Telefon 0 98 51 / 48 50

**Tartlauerinnen und Tartlauer  
kommt alle zum großen  
„9. Tartlauer Treffen“  
am 26. September 1998  
in Schnelldorf bei Crailsheim!**

## Die Visitenkarte

Bei seinem letzten Besuch, hier in Ehningen, brachte mein Freund, der Wolfgang, zwei Flaschen „Gundelsheimer Himmereich“, ein sehr guter Tischwein, mit. Die Vignetten darauf fielen mir gleich ins Auge, da sie sehr farbenprächtig sind.

Als Anerkennung dafür, beschloß ich, ihm ein Emblem für Briefumschläge und Visitenkarten, die den Vignetten dieses Weines entsprachen, im Computer zu entwerfen.

Ich stellte eine der vollen Flaschen vor meinen PC und begann zu arbeiten.

Ich zeichnete den Fluß, dann links die bewaldeten Höhen, rechts das Ufer, wo, entlang dem Neckar die B 27 verläuft. Dann wog ich die Flasche in der Hand und betrachtete sie genauer. Sie schien mich anzulächeln und zu sagen: Na, öffne mich doch.

Ja! sagte ich laut, entfernte den Korken und tat einen tiefen Zug mit dem Vorsatz: es bleibt bei dem Einen...

Die Maus bewegt sich als sei sie lebendig. Die Kronen der Bäume, die Wellen im Wasser, alles läuft von der Hand wie selbstverständlich. Draußen ist's neblig und kalt. Die Sonne spart mit ihren Strahlen wie unsere Regierung mit allem.

Ich zeichne das Schloß, dann studiere ich den Hintergrund, die Weinberge und rechts den Wald, alles erschien auf dem Schirm wie bestellt. Der Kirchturm im Ort, die Häuser ringsum, die Bäume dazwischen, das Spiegelbild im Wasser kamen dazu mit Schwung. Ein paar Wolken am Himmel und die Schatten am Ufer malte ich hinein, ich hörte das Plätschern des Wassers, doch es war der Wein, ich schenkte mir gerade den letzten ein.

Nun kommt es darauf an, wie ich die Farben sortiere, oder wär's doch besser, wenn ich's schwarz-weiß beim Drucken probiere? Die Gedanken beflügelt, vom Weine beseelt, übertrug ich der Maus meinen Willen, sie zeichnete wie von selbst.

Ins linke Ufer kam grün hinein, das Rechte, von der Sonne beschienen, mußte heller sein. Da kam der Gedanke, ich fiel gleich darauf rein: „Vergleich mit der andern Vignette“, so kriegst du es hin. Den Inhalt aber rührst du nicht an, blitzt es durch mein benebeltes Hirn. Ich lief in den Keller und kam zu dem Schluß: Daß die Visitenkarte wie die zweite Vignette sein muß.

Als ich die Flasche vor dem PC stehen hatte, verlich ich von neuem die Farbenpalette: Den Himmel hellblau, die Dächer ziegelrot ... plötzlich ein störender Computerlaut, ich hatte mit dem Bauch die Tastatur berührt und die Farbe an die falsche Stelle versprüht. Das machst du gleich rückgängig, dacht ich dabei und klickte auf „Datei Neu“.

Ich war erstaunt, zugleich betroffen, es sieht aus, als sei der Computer besoffen. Doch wehe mir, oh Schreck, was immer ich auch tat, das Bild war weg. Der Wein, den ich getrunken, ließ mich nicht verzagen, ich begann die Zeichnung von neuem zu malen. Um den Fehler nicht zu wiederholen, hab ich der zweiten Flasche den Korken entzogen, um auch deren Inhalt zu erproben. Nun, da ich schon Übung hatte, ging es viel schneller als ich dachte. Genau wie vorhin war es mir gelungen, die Zeichnung nochmals auf den Schirm zu bringen. Schwungvoll benützte ich die Farben, das Bild soll ein modernes Aussehen haben. Den Himmel färbt ich gelblich-grün, das versuchte ich als blau zu sehn. Die Bäume ließ ich rot gefärbt die Ufer säumen, beim Weinberg kam ich ins träumen. In bunter Pracht soll der erstrahlen, für den benützte ich alle Farben. Ich malte Schatten und Kontraste, zog Striche, Kreise und Quadrate, versuchte alles, was die Palette hatte. Die Maus in meiner Hand, sie kam ins schwitzen, mein Stuhl wurde heiß, ich konnt kaum noch sitzen, trat einen Schritt zurück und strahlte vor Entzücken. Da hört' ich eine Stimme sagen: „Wie kann der Bildschirm diese Schmiererei ertragen? Beim Betrachten kommen mir die Tränen. Die ganze Landschaft scheint zu weinen.“ Um dem Spott meiner Frau zu entweichen, versucht' ich das Bild noch zu speichern. Ich fand keine Maus noch Tastatur, zum Glück, sie hingen an der Schnur. Um den Computer der Qual zu entbinden, ließ ich enttäuscht das Bild vom Schirme verschwinden.

Drei Tage danach war es mir gelungen, die Zeichnung auf's Papier zu bringen. Auch die Überraschung war vollkommen, mein Freund hat sich dazu überwunden, bei jedem Besuch von dem Weine zwei Flaschen mitzubringen.

*W. Comisel (Böblingen)*

*Alle Fehler, die man hat, sind verzeihlicher  
als die Mittel, welche man anwendet,  
um sie zu verbergen.*

*La Rochefoucauld*

## Liebe Tartlauer!

Wir wenden uns mit der Bitte an Euch, durch den Beitritt zu unserer Nachbarschaft, die seit über 10 Jahren Tartlauer Gemeinschaft pflegt, diese Aufgabe zu unterstützen. Durch Euren Beitritt können wir die Last auf mehrere Schultern verteilen und unsere Verbundenheit zu der Gemeinde erfüllen, die uns Tartlauer geprägt hat, für die diese Gemeinde „Heimat“ war und ist und diese Gemeinde lieben.

Es ist unser aller Pflicht, unseren Brüdern und Schwestern, die noch in Tartlau leben wollen oder müssen, zu helfen. Sie brauchen unsere Hilfe zum Leben, sie brauchen aber unsere Hilfe auch zum Sterben.

Wir wollen den Bund der Zusammengehörigkeit als Tartlauer auch in der neuen Wahlheimat Deutschland pflegen und festigen. In diesem Sinne grüße ich als neue Mitglieder in der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ und wünsche Gesundheit, Glück und Wohlergehen.

Für den Vorstand der „9. Tartlauer Nachbarschaft“

(Michael Trein, Nachbarvater)

### Neue Mitglieder in der 9. Tartlauer Nachbarschaft

Anni Abels (geb. Blaschkes) in Abensberg

Ursula Weiss in Freiburg

Melitta Irmgardt Greavu (geb. Balthes) in Herbolzheim

#### Hinweise:

Die Mitglieder in der Nachbarschaft sind berechtigt:

- den Heimatboten „Das Tartlauer Wort“ an die angegebene Anschrift zugestellt zu bekommen;
- kostenlose Mitteilungen im Heimatboten zu veröffentlichen;
- ausgesiedelte Tartlauer, die bald nach Eintreffen in Deutschland der Nachbarschaft beitreten, können laut Beschluß des Vorstandes bis zu einem Jahr (vom Tage der Ankunft an gerechnet) von dem Mitgliedsbeitrag (DM 12,- im Jahr) befreit werden und erhalten den Heimatboten für diese Zeit kostenlos.

### Ende September erscheint aus der Reihe der „Tartlauer Chronik“ das Buch

#### „Tartlauer Chronik aus Zeitungsausschnitten“

von Rektor *Friedrich Schmidt* (ca. 200 Seiten)

Herausgegeben von Paul Salmen jun., Dokumentationsstelle der 9. Tartlauer Nachbarschaft. Anlässlich des 150. Geburtstages von Rektor Schmidt.

Jeder, der Interesse an diesem Buch hat, kann es beim Tartlauer Treffen im September in Schnelldorf zum Preis von DM 19,95 erwerben.

Es steht nur eine begrenzte Anzahl zum Verkauf.

Es kann ab Oktober auch bei mir bestellt werden, zum gleichen Preis zuzüglich Versandkosten.

*Paul Salmen jun.*

**Hallo! Wir sind umgezogen!**

**Bitte dem Kassier  
die neue Adresse mitteilen!**



## Eine ehemalige Schülerin erinnert sich an die gute Frau Lehrerin *Rosa Kasper* aus Tartlau



Rosa Kasper

geboren 27. März 1900 – gestorben 14. Mai 1957

Lehrerin Rosa Kasper unterrichtete 30 Jahre lang immer nur die zweite Klasse. Einmal in der Woche hatten die Mädchen eine Stunde Handarbeit bei ihr. Manchmal machten wir auch einen Fehler, das durfte bei Frau Lehrerin Kasper aber nicht sein. Mit Tränen in den Augen trennten wir alles auf. Sie brachte uns das Stricken, Sticken und Häkeln bei.

Jedes Schuljahr wurde etwas Neues gemacht:

1. Klasse – Schal aus Wolle gestrickt
  2. Klasse – Deckchen genäht (Kreuzstich blau und rot)
  3. Klasse – Häkelsack, Sigerus-Muster
  4. Klasse – rundes Wollkissen gehäkelt mit vielerlei Farben
  5. Klasse – weiße Backschürze mit gehäkelter Spitze
  6. Klasse – Wandbehang genäht (Zopfstich, Sigerus-Muster)
  7. Klasse – Trachtenhemd für Frauen (Schin Hamd)
- Als Konfirmantin – Trachtenschürze aus Tüll tamburiert

Frau Kasper war auch eine gute Gesangslehrerin.

Heute noch ist mir das Lied in Erinnerung, das wir bei ihr gelernt haben:

## Einkehr

1. Bei einem Wirte wundermild,  
da war ich jüngst zu Gaste;  
ein goldner Apfel war sein Schild  
an einem langen Aste.
2. Es war der gute Apfelbaum,  
bei dem ich eingekehret;  
mit süßer Kost und frischem Schaum  
hat er mich wohl genähret.
3. Es kamen in sein grünes Haus  
viel leicht beschwingte Gäste;  
sie sprangen frei und hielten Schmaus  
und sangen auf das Beste.
4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh  
auf weichen grünen Matten;  
der Wirt, er deckte selbst mich zu  
mit seinem kühlen Schatten.
5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,  
da schüttelt' er den Wipfel:  
Gesegnet sei er allezeit  
von der Wurzel bis zum Gipfel!

Eingesandt von *Anni Kaufmes* (Kaul), Böblingen

## DER ZADERESACK

von *Katharina Roser* (geb. Hellmann)

*Mer saußen af dem Dirpel,  
det Anni, det Risi uch ech.*

*Mer spilden mat asen Daken  
ent wulen en noai Kledscher machen –  
ous Suomet uch Setch. –  
Stoff an allen Farwen*

*hatten mer am Zaderesack fanden –  
Leder nichen Suomet uch Setch!*

*Awer Maschker Spitzen uch hesch Bander –  
vuon dien machten mer de Gewander –  
e jedet for senj Dak det hescht.*

*Menj Dak hat mir menj Metter gemacht;  
ech bekom se geschenkt ze Chrastdach.*

*Se hat Hauer nor uas Fluöß,  
awer se wuas met de leifst, dei ech je gehuot.*

*End hät ech se hotch nach an Hondjen,  
se ward bei mir en Ihreplatz fondjen.*

*Hotch spillen de Kanden  
nätch mih auf dem Dirpel. –*

*Der Zaderesack as uch passee.  
Hotch huon se Barbie-Daken  
mat vill Glitzer uch Glacee. –*

*Gedreit huot sech det Rad der Zetch –  
Mer wauren uorem –  
end doch esu rech!*

## „Morgens jagen, nachmittags fischen“

Zum 1. Mai:

Was die alten Griechen, Jesus und Karl Marx  
über die Arbeit sagen

Von unserer Mitarbeiterin *Elvira Treffinger*, epd

Seit der Antike gilt Arbeit als ein Merkmal, das den Menschen vom Tier unterscheidet. Den einen ist sie eine Lust, den anderen eine Last. Segen oder Fluch? Der Begriff der Arbeit wandelte sich im Lauf der Zeiten und spiegelt die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse wider. Das Wort kommt vom mittelhochdeutschen „arebeit“, das für „Mühsal“ und „Not“ steht. Das Brockhaus-Lexikon erklärt nüchtern, Arbeit sei „das zielgerichtete Handeln des Menschen zum Zweck der Existenzsicherung“. Zugleich ist Arbeit „wesentliches Moment der Daseinserfüllung“.

Für die alten griechischen Philosophen war körperliche Arbeit unter der Würde eines freien Mannes. Sie befaßten sich ausschließlich mit Dichtung, Politik und Wissenschaft. Die Bibel dagegen kennt keine Abwertung der Handarbeit. Aus Sicht von Theologen gibt Gott allen Menschen den Auftrag, zu arbeiten: „Macht Euch die Erde untertan.“ Als Gottes Strafe für den Sündenfall versteht die Bibel die Mühsal der Arbeit, nicht aber die Arbeit selbst. Im Neuen Testament setzt sich die Wertschätzung der Arbeit fort: Jesus ist der Sohn eines Zimmermanns. In seinen Gleichnissen kommen Bauern, Hirten, Fischer, Weingärtner und Kaufleute vor. Der Reformator Martin Luther (1483–1546) schrieb der Berufsarbeit sittliche Würde zu – als Gottesdienst und Dienst am Nächsten.

Im Menschenbild von Karl Marx (1818–1883) nimmt Arbeit eine Schlüsselrolle ein: Durch schöpferische Arbeit „schafft der Mensch seine Welt und folglich auch sich selbst“. Sie ist Auseinandersetzung mit der Natur, Selbstverwirklichung, „Betätigung der Freiheit“, „Genuß des Lebens“. Im Kapitalismus erreicht die Entfremdung jedoch ihre schlimmste Form. Als kommunistisches Ideal beschrieb Marx, „morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden“. Später wies er der Arbeit noch ihren Platz im „Reich der Notwendigkeit“ zu.

Als die Arbeiterbewegung begann, ein „Recht auf Arbeit“ zu fordern, blieb der Sozialist Paul Lafargue (1842–1911), ein Schwiegersohn von Marx, ein Außenseiter: Sein Plädoyer für das „Recht auf Faulheit“ fand kaum Zuspruch.

Heute löst das „Ende der Arbeitsgesellschaft“ Erschütterungen aus. Denn „Erwerbsarbeit und Beruf sind im Industriezeitalter zur Achse der Lebensführung geworden“, konstatiert der Soziologe Ulrich Beck. Doch Arbeit wird zur Mangelware, die Angst vor Arbeitslosigkeit rangiert im Sorgenspektrum der Bundesbürger ganz oben.

*Trein* (tr.), aus „Hohenloher Tagblatt“

## Heimat ist . . .

*Heimat ist dort, wo die Lieben sind –  
dort, wo es lacht und weint, Dein Kind.*

*Vergangenheit sollte nun endlich ruhn,  
sie kann dem Herzen nur weh noch tun.*

*Heimat sind Blumen, gleich wo sie blühen,  
wo Schwalben am Himmel Kreise ziehn.*

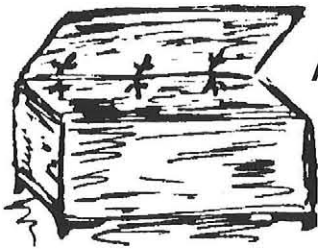
*Wohin Dich das Schicksal verschlagen auch hat,  
wie ein vom Winde verwehtes Blatt.*

*Traure nicht länger um verlorenes Land,  
das schemengleich in der Ferne verschwand.*

*Baue Dein Haus in der neuen Welt.  
Heimat ist dort, wo es Dir gefällt.*

*Anneliese Sterns* (Böblingen)





An der Trun fanden ...

# Der erste gefallene Tartlauer im Einsatz an der Ostfront

Willi Lexkes, der Sohn der Eheleute Thomas und Anna (geb. Loy) Lexkes, Im Winkel (hinter der Schule, beim Brunnen), gefallen am 5. September 1941 vor Odessa.

In einer Gedenkstunde vom 8. Januar 1942 in Tartlau würdigte der damalige Sturmführer der Einsatzstaffel Sturm 2 Ost-Burzenland, Willi Kootz (†) den Gefallenen Lexkes zusammen mit den gefallenen Kameraden Albert Zerbes (Petersberg) und Alfred Hedwig (Honigberg) mit den Worten, beim Einholen der Flagge sind wir angetreten, um in schlichter Form dreier Kameraden zu gedenken:

„Er war das einzige Kind seiner Eltern, ihr Stolz, ihre Hoffnung, ihre Zukunft. Schon in seinen jungen Jahren war er seinen Kameraden ein leuchtendes Beispiel an Einsatzbereitschaft, Pflichtbewußtsein und Treue. Willig ordnete er sich in den Dienst ein. Der Krieg gegen Rußland rief auch ihn an die Front, und vor Odessa stand er im Einsatz. Er erhielt den Auftrag, mit einem Rumänen zugleich die an zwei Stellen beschädigte Telefonleitung zu reparieren. Als sein Auftrag erfüllt war, merkte er, daß der Rumäne verschwunden war. Pflichtbewußt wie er war, verrichtete er ohne besonderen Auftrag auch die Arbeit des andern. Auf dem Rückweg traf ihn die Todeskugel. Blutend schleppte er sich zu seinem Kommandanten und meldete: Befehl durchgeführt! Am nächsten Tag stirbt er. So, wie er gelebt, so starb er: in treuester Pflichterfüllung bis zum Tode.

Und ich sage es auch an dieser Stelle: Lexkes Willi war ein Mensch, der mir ans Herz gewachsen war. Und es zeigt sich auch hier die Wahrheit der Erkenntnis, daß Menschen, die wir am liebsten haben, auch am frühesten von uns gehen. Was Willi Lexkes für Tartlau bedeutete, waren Albert Zerbes für Petersberg und Alfred Hedwig für Honigberg“.

## Zeugnis!

Herr Wilhelm Löxkes aus Tartlau in Rumänien war vom 23. Mai 1937 bis 15. Dezember 1937 bei mir als junger Mann in Stellung.

Herr Löxkes hat während dieser Zeit alle vorhandenen landwirtschaftlichen Arbeiten mit stetem Fleiß zu meiner größten Zufriedenheit ausgeführt. Er war auch im Umgang mit Tieren sehr tüchtig und zuverlässig. Ganz besonders möchte ich das tadellose Benehmen des Herrn Löxkes allen Leuten gegenüber hervorheben. Auch sein stets zuvorkommendes, bescheidenes Wesen, war er mir und meiner Frau ein lieber Hausgenosse, den wir sehr ungern scheiden sehen.

Ich wünsche Ihm für seine Zukunft das Beste.

gez. Hans Hermann Hullmann

Wahnbeck b. Oldenburg.

Den Inhalt der Trun hat Sigmar Bruss aus Murrhardt eingesandt.

Hans Herm. Hullmann  
Gandlort  
Wohnort: Opern- u. Poststraße Wahnbeck

Wahnbeck, den 15. Sept. 1937  
Telefon: Oldenburg 5173

Zeugnis:  
Ihrer Abfertigung  
in Rumänien war vom 23. Mai 1937 bis zum  
15. Dezember 1937 bei mir als junger Mann in Stellung.  
Ihrer Tätigkeit hat während dieser Zeit  
alle vorhandenen landwirtschaftlichen Arbeiten  
mit bestem Fleiß zu meiner größten  
Zufriedenheit ausgeführt und mich  
im Umgang mit Tieren sehr tüchtig  
und zuverlässig gezeigt. Besonders hervorzuheben  
sind sein stets zuvorkommendes, bescheidenes  
Wesen, was er mir und meiner Frau ein lieber  
Hausgenosse war, den wir sehr ungern  
sehen werden. Ganz besonders möchte ich  
das tadellose Benehmen des Herrn Lexkes  
allen Leuten gegenüber hervorheben. Auch  
sein stets zuvorkommendes, bescheidenes  
Wesen, was er mir und meiner Frau ein  
lieber Hausgenosse war, den wir sehr ungern  
sehen werden.

Herrn Lexkes  
Gott segne seine Zukunft!

Hans Hermann Hullmann

## Gruß an die Siebenbürger!

Vor vielen hundert Jahren da zogen sie hinaus,  
zu gründen im fernen Land ein neues Haus!

Jetzt lenkt das Schicksal unsere Schritte  
in dieses ferne Land;  
doch ist es uns als sei's die Hütte  
am heimatlichen Strand.

Es klingt dieselbe traute Weise,  
es herrscht derselbe gute Brauch  
und herzlich süß, ganz still und leise  
küßt hier der Bursch sein Mädchen auch.

Und haben schwer sie auch zu ringen,  
ihr Wesen blieb sich immer gleich;  
in der Treu, im Lieben und im Hoffen  
vom deutschen Stamm ein echter Zweig!

Nun ziehen wieder wir von dannen,  
viel Freundlichkeit ist uns geschehn,  
und die Gewißheit wir gewonnen:  
wir müssen zueinander stehn!

Drum seid gegrüßt ihr Siebenbürger Sachsen,  
vielmals gegrüßt vom deutschen Vaterland!

In dankbarer Erinnerung immer Ihr Lüttge (Ltn.d.R.) 18. Januar 1917

# Die Alten und Kranken bleiben zurück

850 Jahre haben die Siebenbürger Sachsen ihre Kultur hochgehalten – Selbstmord einer Volksgruppe

Sie waren stolz auf ihre 850jährige Geschichte, ihren Fleiß, ihren Erfolg und ihren Zusammenhalt. Und plötzlich ist alles zu Ende. Nach dem Ende des kommunistischen Regimes in Rumänien haben 100 000 Siebenbürger Sachsen ihre Koffer gepackt und sind nach Deutschland ausgewandert. Beobachter sprechen vom „kollektiven Selbstmord“ einer ganzen Volksgruppe.

„Sagen Sie das bitte auf deutsch!“, entgegnet Wilhelm Frank dem Besucher barsch, der ihn im siebenbürgischen Mergeln nach dem Weg nach Sibiu fragt. Das heißt Hermannstadt, stellt Frank klar, der früher Lehrer in dem Ort war und immer noch die patriotische Fahne des Deutschtums hochhält. Er selbst ist ein Wanderer zwischen den Welten geworden. 1991 nach Deutschland ausgewandert, besitzt er immer noch ein Haus in Mergeln und auch einen rumänischen Paß. Hier verbringt der 70jährige mit seiner Frau Gertraud den Sommer und den Rest des Jahres im Württembergischen.

Die Kinder haben schon vor dem Sturz des kommunistischen Diktators Nicolae Ceausescu im Jahr 1989 das Land verlassen. In Mergeln treffen die Franks nur noch wenig alte Bekannte: „Auf der Suche nach den letzten Siebenbürger Sachsen hätten sie eine Lupe mitbringen sollen“, sagt Frank. Noch 30 Deutsche, fast ausschließlich alte Leute, würden im Dorf leben, schätzt er. Zumindest auf Besuch kommen einige der Ausgewanderten inzwischen regelmäßig in ihre frühere Heimat. Zum Beispiel nach Gürteln. Die Anfahrt ist mühsam. Ein paar Kilometer vor dem Ort endet die befestigte Straße. Bei Regen wäre kein Durchkommen mehr.

Die Szenerie mutet gespenstisch an. Die meisten Häuser stehen leer. 400 Einwohner hatte das Dorf 1989, heute sind es 40. Von den 300 Siebenbürger Sachsen sind zwölf übriggeblieben. Auf dem Dorfplatz parken Autos mit deutschen Nummern. Die Besucher sind aus Reutlingen oder Frankfurt gekommen und gehen in den Sonntagsgottesdienst. Tränen fließen. „Ach wären wir doch hiergeblieben“, jammert eine Frau beim Anblick ihres früheren Hauses. Erstgemeint ist das nicht. Schließlich geht es den Besuchern in Deutschland inzwischen gut. Die Frau arbeitet bei einem Versandhaus. Mehr als sentimentale Erinnerungen sind es nicht, die die Besucher umtreiben. Das bestätigt Georg Schuster aus Friedberg, der auch sein früheres Haus behalten hat: „Wenn man einmal überkommt, bleibt man zwei Wochen hier, sperrt auf, fühlt sich wie zu Hause und fährt wieder zurück.“ Auch der Bauer Johann Onghert aus dem Nachbardorf hat nach langem Überlegen seine Koffer gepackt. „Es hat keinen Sinn mehr“, sagt der 58jährige mit tränenerstickter Stimme. Er glaubt auch nicht an den Erfolg des Projekts, das der Verein „Revita“ in Gürteln auf den Weg bringen will. Der Verein will Rückwanderer anlocken. Eine Frau, die mit ihrem streng nach hinten gebundenen Haar an eine BDM-Führerin erinnert, schwärmt von einer „Ökofarm für Großstadtkinder, die nicht wissen, wie eine Kuh aussieht.“ Sogar das rumänische Fernsehen ist gekommen. Aber Ortsverwalter Georg Onghert glaubt nicht, „daß das was wird“. Mehr Hoffnungen macht sich Bischofsvikar Hans Klein von der evangelisch-lutherischen Kirche. „Wenn nur zwei anfangen“, ist das für ihn ein Erfolg. Er meint, daß die Bundesrepublik ohnehin überbevölkert sei: „Rumänien ist ein großes Land; wir brauchen Menschen.“

Doch die Rückwanderung, die auch der 1994 von der selbst zurückgekehrten Maria Luise Roth-Höppner gegründete Verein „Arche Noah“ in Hermannstadt fördern will, scheint gegenwärtig nicht mehr als ein Wunschtraum zu sein. Zwar würde auch die rumänische Regierung, glaubt man den offiziellen Bekundungen, gerne sehen, daß die Deutschen wiederkommen. Doch auch beim Deutschen Forum, der politischen Interessenvertretung der Rumäniendeutschen, räumt man ein, daß alle Rückwanderungsaufforderungen „nur leeres Gerede“ bleiben, solange weder Gesetze noch andere Grundlagen dafür geschaffen würden. Bischofsvikar Hans Klein will die Hoffnung nicht aufgeben, obwohl die evangelische Kirche mit dem Massenexodus ihre Identität verloren hat. Schließlich waren Konfession und Volkszugehörigkeit in Siebenbürgen nahezu identisch. Von den rund 120 000 Mitgliedern 1989 sind noch knapp 18 000 übriggeblieben. Das Ende des Kommunismus in Rumänien – niemand spricht von einer Revolution, nur von der „Erschießung“ des früheren Diktators – löste 1989 einen Dambruch aus. Innerhalb kürzester



Besucher und Dorfbewohner mit Bischofsvikar Hans Klein (sitzend, 4. von links) vor der Kirche in Gürteln.

Zeit waren zwei Drittel der Kirchenmitglieder weg. Ganze Gemeinden mit dem Pfarrer an der Spitze sind ausgewandert. In Kirchenkreisen spricht man heute vom „Syndrom kollektiven Selbstmordes“.

Doch die Auswanderung hat schon lange vorher begonnen. 1978 wurde zwischen Deutschland und Rumänien die verstärkte Aussiedlung von Deutschstämmigen vereinbart. Über 10 000 Menschen konnten im Jahr ausreisen. Für das Entgegenkommen der rumänischen Regierung zeigte sich die Bundesrepublik mit Geldleistungen erkenntlich. Man sprach sogar von einem „Kopfgeld“ für die Aussiedler. Bis Ende der 80er Jahre reisten rund 65 000 Siebenbürger Sachsen aus. Dieser Freikauf durch die Bundesrepublik habe mit zum Ende der Kultur der Siebenbürger Sachsen in Rumänien beigetragen, kritisieren Zurückgebliebene heute.

Der Schock über den jähen Abbruch der 850 Jahre dauernden Geschichte der Sachsen in Rumänien – zwischen 1141 und 1162 kamen überwiegend fränkische Siedler nach Siebenbürgen – nach 1989 sitzt immer noch sehr tief. Und die Zurückgebliebenen machen sich Gedanken darüber, ob dies nur den Verlockungen des „Goldenen Westens“ zuzuschreiben ist, oder ob man nicht zu lange im Saft der eigenen Traditionen schmorte und hochnäsiger über die eigenen Schwächen hinweg sah.

Die deutschen Einwanderer hatten ohne Zweifel wirtschaftliche Erfolge vorzuweisen. Das sieht man auch heute noch. In den heute zumeist verlassen sächsischen Dörfern zeugen große Höfe noch vom früheren Reichtum. In benachbarten rumänischen Dörfern dücken sich dagegen kleine Häuser an den Rändern der Straße. Die Menschen leben hier in deutlich ärmeren Verhältnissen. Jahrhundertlang haben sich die Sachsen abgeschottet und im Gefühl der Überlegenheit auf ihre rumänischen Nachbarn oft auch herabgeschaut. Das bestätigt Dieter Krauss in Kronstadt. Noch heute habe die Mischehe kein gutes Ansehen, sagt der Pfarrer an der berühmten Schwarzen Kirche, die übrigens die größte Sammlung türkischer Gebetsteppiche außerhalb der Türkei beherbergt. Krauss geht noch weiter. In Siebenbürgen habe „Apartheid“ geherrscht. Er erinnert sich noch gut an die Anfeindungen nach seiner ersten Predigt in rumänischer Sprache. In den Dörfern herrschte ein strenges Regiment. Jede Gemeinde war unterteilt in sogenannte Nachbarschaften, die auf das Mittelalter zurückgehen. Sie hatten regelrechte Satzungen, und ihnen stand ein Nachbarvater vor. Das seien „Diakonische Werke in der Gemeinde“ gewesen, die außerhalb der Kirche funktionierten, schwärmt der Wolkendorfer Pfarrer Klaus Daniel (54). Die Hilfeleistung sei heilige Pflicht gewesen, bei Brand, Krankheit oder Geburt. Kritiker geben zu bedenken, daß die Nachbarschaften auch ein ideales Instrument der sozialen Überwachung gewesen seien, ein Korsett, von dem sich viele junge Leute wohl auch nicht mehr einengen lassen wollten. Symbol für diese Abgeschlossenheit sind die Kirchenburgen, in die sich die Gemeinde bei einer Belagerung zurückziehen konnte. Die monumentalen Anlagen – die größte steht in Tartlau, renoviert mit deutscher Hilfe – sind inzwischen Ziele nostalgischer Heimatbesuche, die auch zur Verklärung der Vergangenheit beitragen. Siegmund Schmidt findet deutliche Worte. Der 29jährige Theologe, der sich gegen eine Auswanderung entschieden hat, will „nicht

hängenbleiben in der Vergangenheit“. Seiner Einschätzung nach hat das „nachbarschaftliche System, die Verbindung von Deutschtum und Evangelisch zu einem verknöchertem System geführt.“ Obwohl er einräumt, daß die straffe Ordnung, die fast alle Auswärtige ausgeschlossen hat, „uns erhalten hat“, empfindet er „die Tradition als ein Hindernis“. So würden sich „alte Pfarrer dagegen wehren, im Gottesdienst rumänisch zu sprechen“.

Doch auch die bittere Armut auf dem Land – „Ceausescu hat die Leute ausgepreßt“ (Krauss) – habe den Menschen jegliche Hoffnung auf die Zukunft genommen, sagen die Kirchenleute, obwohl es in den letzten Jahren vielen Deutschstämmigen aufgrund von Beziehungen in den Westen besser ging als den Rumänen. Die politische Lage sei 1989 unüberschaubar gewesen, sagt Krauss. Die zwölf Pfarrer in und um Kronstadt, wo heute noch 6100 Evangelische in 47 Gemeinden leben, sind sich einig: „Auf dem Land wird die Kirche sterben“. Hier fühlen sich die Geistlichen als „Sterbehelfer“. Bitter erzählt Schmidt von den Besuchen der Ehemaligen, die „Tränen vergießen, alles bedauern, Gräber gießen und wieder abhauen“ und manchmal auch noch schulterklopfend gute Ratschläge verteilen würden, wie „Haltet die Ohren steif.“

Ihre Zukunft sieht die von der Volks- zur Diasporakirche geschrumpfte evangelisch-lutherische Kirche vor allem in den Städten, in denen die Abwanderung nicht so radikal war, weil hier viele in Mischehen leben. Zumal die deutschen Schulen und der evangelische Religionsunterricht auch bei Rumänen sehr gefragt sind. Künftig ist nicht nur eine Öffnung in den rumänischsprachigen Bereich nötig, sondern auch eine Modernisierung. So werden mittlerweile an der deutschsprachigen evangelisch-lutherischen Fakultät in Hermannstadt Studentinnen ausgebildet. Pfarrerinnen gab es bisher in Siebenbürgen nicht.

Eines der Hauptprobleme ist gegenwärtig die Versorgung der vielen Alten und Kranken. Dafür mußte die evangelische Kirche diakonische Einrichtungen aus dem Boden stampfen. Die gab es im Kommunismus nicht. Die neuen Hilfseinrichtungen können nur mit finanzieller Hilfe aus dem Ausland aufgebaut werden. In Kronstadt gibt es zum Beispiel eine Sozialstation, die von Brigitte Grosu geleitet wird. Die Personalkosten für die Schwester übernimmt das Diakonische Werk Württemberg (DWW). Die in Transsilvanien, dem „Land jenseits der Wälder“, Geblienen resignieren nicht. Pfarrer Daniel in Wolkendorf meint: „Totgesagte leben länger“.

Rainer Lang

Aus „Böblinger Bote“ vom Samstag, 25. Oktober 1997

Eingesandt von Otto Depner (Gerlingen)

## An das Tartlauer Wort

In der Beilage des Böblinger Boten vom 25. Oktober 1997 erschien ein bemerkenswerter Artikel über Siebenbürgen, geschrieben von einem deutschen Journalisten anlässlich einer stattgefundenen Besuchsreise des Diakonischen Werkes von Württemberg. (Darüber sind schon mehrere Artikel in der deutschen Presse erschienen.)

Aus dieser westlichen Sicht gesehen enthält der Artikel viele unbequeme Wahrheiten, welche uns sehr bedrücken und das Dasein der in der alten Heimat Verbliebenen zum Pflegefall machen. Es wird in der deutschen Öffentlichkeit jedoch auch eine einseitige Sicht der Dinge vermittelt, sodaß man sich fragen muß, ob man durch solche Beobachter von einem „kollektiven Selbstmord“ der Volksgruppe der Siebenbürger Sachsen sprechen kann. Ferner wird berichtet, daß in Siebenbürgen gegenüber den Rumänen im Gefühl der Überlegenheit eine „Apartheid“ geherrscht habe. Das soll sogar von einem siebenbürgischen Pfarrer so gesagt worden sein, und wenn das stimmt, ist es nicht nur bedrückend, sondern auch schändlich lähmend. Es ist nur ein Teil der Wahrheit und es ist bedauerlich, wenn wir darauf nicht entsprechend reagieren. Hingegen gut vertreten ist der Bericht über die Tartlauer Kirchenburg mit zwei Fotos.

Durch einen Leserbrief an die Zeitung kann man seine Meinung dazu kundtun und die Dinge ins rechte Lot rücken. Den Leidensweg der Siebenbürger Sachsen, unter der Gleichmacherei des Kommunismus und dem nationalistischen Druck des neidischen Rumänentums, muß man dagegenhalten, um klarzustellen, daß die Möglichkeit zur Massenauswanderung von jedem einzelnen entschieden wurde und als eine Rettung der eigenen Identität gesehen werden muß. Es war die Identität in der Berührung mit anderen Identitäten und mit diesen im anregenden Wettstreit, jedoch von diesen anderen nicht geduldet, sodaß sie nur von Unwissenden als abgesondert und abgegrenzt erschien. So bedeutete sie die kulturelle Selbstfindung und hat dennoch viel Fremdes angenommen – und das nicht aus der Schwäche des Eigenen heraus, sondern gerade als Auslöser für das neue Eigene. So geschehen z.B. bei den bunten Trachten.

Den deutschen Bundesbürgern, von uns leider immer noch als „Reichsdeutsche“ bezeichnet, mangelt es an dem nötigen Einfühlungsvermögen, was es bedeutet, als Angehöriger einer deutschen Volksgruppe nach einem verlorenen Weltkrieg im feindlichen Ausland und nun als Prügelknabe für alles leben zu müssen, wo einem die Heimat zur Fremde gemacht wurde. Diese Auslandserfahrung gilt es als das sogenannte „unsichtbare Gepäck“ der Aussiedler hier bestmöglich einzubringen. Die Pflicht der Liebe zur Heimat wird umso stärker, wenn man fern von ihr ist und lebt – es ist mehr als ein Ausdruck für Heimweh.

Heimat ist nicht nur ein nostalgisches Gefühl mit den Empfindungen für Werte der „guten alten Zeit“ und darf nicht zum musealen Gebaren werden. Die Veränderungen im Dasein werden dadurch nur verhindert – aus Angst vor Erneuerungen. Man muß frei von Sentimentalität die neue Umgebung wahrnehmen und die gewonnene Freiheit in einer positiven Weltschau auch schützen lernen. Die so angebotene Aneignung des Neuen nicht aus einer Trauer über das Verlorene sehen, sondern als Impuls für die Freisetzung noch verborgener Kräfte und Möglichkeiten. Es ist ein schwieriger Prozeß der Ablösung aus der Enge des Vertrauten und auch das sollte nur angehen, wer erfahrene Werte hinüberretten will.

Otto Depner

**Der Vorstand  
wünscht allen Lesern  
des Heimatboten  
und allen Tartlauern**

**„gesegnete Pfingsttage“!**

**Äußerst wichtig: Bei Überweisungen ist die Mitglieds-Nummer IMMER anzugeben!**

**Jahres-Beitrag ist immer noch DM 12,-** **Deine Mitglieds-Nr.**

### Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises.

### Herausgeber:

Michael Trein, Im Feldle 22, 74564 Crailsheim, Telefon (0 79 51) 69 30

Beitragszahlungen und Spenden an:

9. Tartlauer Nachbarschaft, Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Kto.-Nr. 69 503-705

Das „Tartlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten.

Druck: Der Schnelldruckladen, Crailsheim